Kapitel 1

Der 10.11.2020 – jener Tag, der mein Leben von jetzt auf gleich vollkommen verändern würde – begann wie schon so viele zuvor in meinem Leben. Es war gerade einmal 6:00 Uhr morgens, als ich aufstand und ins Bad ging. Ich genoss den kurzen Moment, das Bad für mich alleine zu haben, und zelebrierte meine Morgentoilette. Dann schlüpfte ich in meine Jogginghose, einen Kuschelpulli und band mir, wie üblich, die Haare zu einem praktischen Dutt zusammen. Keine 20 Minuten später stand schon Manfred neben mir, schenkte mir einen verschlafenen Guten-Morgen-Kuss und ich ging in die Küche, um unser Frühstück vorzubereiten. Ich machte das Radio an, startete die Kaffeemaschine, deckte den Tisch und legte unsere geliebten Zeitungen in Position. Da Valentina noch tief und fest schlief, frühstückten wir nur zu zweit. Wir besprachen noch kurz den Tagesablauf, dann ging Manfred schon in sein Büro in den oberen Stock zum Homeoffice und ich startete mit der Hausarbeit. Alles war wie gewohnt. Als ich jedoch im Wohnzimmer Staub saugte, überkam mich eine ganz eigenartige Stimmung. Eine undefinierbare Melancholie. Ich weiß noch, dass ich zu Manfred sagte: „Ich habe heute ein ganz mieses Gefühl." Mit einem Schmunzeln antwortete er: „Bist du nervös?" Er spielte auf die Beerdigung an, bei der ich am Nachmittag singen wollte. Die Mutter eines lieben Freundes von uns war verstorben und eigentlich wollten Manfred und ich die Trauerfeier gemeinsam musikalisch umrahmen, doch leider wurde es uns nicht gestattet. Wir befanden uns im zweiten Lockdown und mussten die strengen Corona-Regeln wohl oder übel einhalten. Das Einzige, das mir ausnahmsweise erlaubt wurde, war, am Grab ein Lied a cappella zu singen. Als ob die Gitarrenbegleitung einen Unterschied gemacht hätte.

Ich konterte: „Ja sicher bin ich nervös nach über 20 Jahren Musikmachen – total nervös!" Und obwohl ich scherzte, fühlte ich mich unwohl dabei. Ich versuchte, dieses Gefühl zu ignorieren, konzentrierte mich weiter auf das Wohnzimmer und kochte schließlich das Mittagessen. Punkt 12:00 Uhr aßen wir gemeinsam mit Valentina, dann räumte ich rasch die Küche auf und bereitete mich auf die Trauerfeier vor. Ich holte meine klassische schwarze Hose aus dem Schrank, eine weiße Bluse und ein passendes Sakko dazu, zog mich um, legte noch ein wenig Make-up auf und ging schließlich in unseren Musikraum in den Keller, um meine Stimme mit ein paar Übungen aufzuwärmen. Auch das Ave Maria sang ich kurz noch einmal durch. Obwohl ich es schon so oft gesun-

gen hatte und mir sonst leicht über die Lippen ging, fühlte es sich eigenartig an, irgendwie nicht richtig. Ich war tatsächlich nervös, verspürte eine gewisse Unruhe und fühlte mich unter Druck gesetzt, konnte mir aber beim besten Willen nicht erklären, warum. Da die Zeit drängte, konnte ich allerdings nicht länger darüber nachdenken. Also ging ich wieder nach oben, schnappte mir meinen Mantel, die Handtasche und die Autoschlüssel, dachte kurz darüber nach, ob ich auch nichts vergessen hatte, und öffnete die Haustür. Bevor ich hinaustrat, drehte ich mich noch einmal um, sah zu Manfred und Valentina und sagte mit einem für mich ungewöhnlichen Ernst: „Wünscht mir Glück." Manfred meinte: „Was soll schon schief gehen?" Und Valentina rief: „Wirst sehen, Mama, alles wird gut!" Und mit einem „Tschüss, bis später, hab dich lieb!" wurde ich von ihnen verabschiedet.

Ich stieg ins Auto und machte mich auf den Weg zur Nachbargemeinde, wo die Trauerfeier stattfinden sollte. Es war eine kurze Fahrt, nach gerade einmal 7 Minuten hatte ich mein Ziel schon erreicht. Ich suchte mir einen Parkplatz, vergewisserte mich, komischerweise drei Mal, ob das Auto auch richtig versperrt war und ging die Treppe hoch zur Kirche. Als ich am Friedhof entlang zur Totenkapelle ging, überkam mich erneut diese eigenartige Melancholie. Als mich der junge Mann des Bestattungsinstitutes begrüßte und mir die Tür zur Kapelle aufhielt, wurde das Gefühl noch intensiver, als ob mir jemand einen Schlag in den Magen verpasst hätte – körperlich schmerzhaft spürbar. Ich dachte noch: Was ist denn heute los mit mir? Es war irgendwie unheimlich. Vorahnung? Wer weiß. Ich denke, ja.

Ich betrat die Kapelle, begrüßte die Trauerfamilie mit einem dezenten Nicken und nur kurze Zeit später kam der Priester und begann mit der Zeremonie. Aufmerksam verfolgte ich den Ablauf, betete mit und wartete auf meinen Einsatz. Und gerade als sich der Priester und die Trauerfamilie umdrehten, um sich mit der Urne auf den Weg zur Grabstätte zu machen, spürte ich einen heftigen Stich im Nacken, als ob mir jemand ein Messer in den Hinterkopf gerammt hätte. Mir war so, als ob ich ein Geräusch gehört hätte, das einem zerreißenden Gummiband glich. Von einer Sekunde zur nächsten schoss mir der kalte Schweiß vom Nacken bis in die Stirn und ich hatte unvorstellbare Kopfschmerzen. Ich dachte wirklich, mein Kopf würde zerspringen. Mir wurde furchtbar schlecht und sofort war mir klar, dass ich so nicht in der Lage sein würde, am Grab zu singen. Also versuchte ich, der Trauerfamilie mit einer Handbewegung zu bedeuten, dass ich es nicht schaffen würde. Leicht ver-

wirrt sahen sie mich an und wussten im ersten Moment nicht, was los war. Da ich die Zeremonie auf keinen Fall stören wollte, flüsterte ich: „Es tut mir so leid, ich kann nicht singen. Ich habe plötzlich ganz starke Kopfschmerzen." Der Schmerz war so heftig, dass ich Probleme hatte, einen klaren Gedanken zu fassen. Nun bemerkten alle in der kleinen Kapelle, dass etwas nicht stimmte. Ich flüsterte einige Male: „Es tut mir so leid!" Es war mir schrecklich peinlich, dass der Ablauf meinetwegen unterbrochen wurde.

Der Pfarrer wollte die Trauerfeier fortsetzen und meinte, es würde reichen, wenn ich auf einem Stuhl Platz nähme, mich ein wenig ausruhe und nach der Zeremonie könne man mich ja nach Hause fahren. Doch Carola, eine der Schwiegertöchter der Verstorbenen, eine Krankenschwester im Ruhestand, war anderer Meinung. Sie kam sofort auf mich zu, nahm mich liebevoll an den Händen und sagte mit ganz ruhiger Stimme: „Andrea, leg dich bitte hin." Ich war verwirrt, wieso sollte ich mich hinlegen? Noch dazu in einer Totenkapelle, das gehört sich doch nicht! Doch sie drehte sich blitzschnell zu den anderen und bestimmte energisch: „Wir brauchen sofort ein Telefon. Ruft den Notarzt und die Rettung!" Und da kam Hektik auf, da natürlich niemand ein Handy eingesteckt hatte. Jemand lief schnell nach draußen, um eines zu holen und ich wusste nicht, was los war. Meine Wangen brannten vor Scham. So etwas war mir noch nie zuvor passiert. Während einer Zeremonie oder eines Auftrittes „auszufallen" – zu versagen. Die Rettung und den Notarzt zu rufen, fand ich reichlich übertrieben. Verlegen flüsterte ich: „Nein, nein, sagt nur Manfred Bescheid!"

Zu diesem Zeitpunkt dachte ich tatsächlich, Manfred könnte mich abholen und nach Hause bringen. Ich dachte, ich würde mich einfach mit einer Kopfschmerztablette ins Bett legen und dann wäre alles wieder gut. Doch dem war ja wohl nicht so. Oder Gott sei Dank war es nicht so, denn sonst wäre ich heute nicht mehr am Leben.

Ständig beteuerte ich, wie leid es mir tue. Ich spürte, wie ich langsam die Kontrolle über meinen Körper verlor, also versuchte ich mich – etwas unbeholfen, trotzdem so dezent wie nur möglich – auf drei klapprigen alten Stühlen hinzulegen. Mein einziger Gedanke war, dass ich gerade eine für die Angehörigen so wichtige Zeremonie störte und wie unangenehm mir das war. Ich versuchte, gegen den Schmerz anzukämpfen, wollte stark sein, doch es ging nicht. Im Gegenteil, es wurde immer schlimmer. Meinem Körper völlig ausgeliefert,

war mir so schlecht, dass ich mich einige Male übergeben musste. Jetzt verschmutzte ich auch noch die Kapelle!

In mir tobte ein Kampf zwischen „reiß dich zusammen, bleib stark“ und „lass einfach los, hör auf zu kämpfen“. Irgendwann bemerkte ich, dass ich in Carolas Armen am Boden lag – ich konnte mich nicht erinnern, wie ich dahin gekommen war. Sie und der couragierte junge Mann des Bestattungsinstitutes (zufällig ein ausgebildeter Sanitäter) wichen keine Sekunde von meiner Seite. Zu zweit versuchten sie, meinen rasenden Puls zu messen, was zu diesem Zeitpunkt kaum mehr möglich war. Immer wieder drohte ich, bewusstlos zu werden. Sie taten alles in ihrer Macht Stehende, um es mir irgendwie leichter zu machen. Carola flüsterte immer wieder: „Alles ist gut, Andrea, ich bin bei dir. Bleib ganz ruhig, ich passe auf dich auf. Der Notarzt wird bald da sein.“ Auch Manfred und Valentina waren auf dem Weg, sie waren vom Sohn der Verstorbenen informiert worden.

Und tatsächlich ging alles sehr schnell. Die Rettungskette war am Laufen – zu meinen Gunsten. Der Notarzt und der Krankenwagen kamen, sie starteten in Windeseile mit der Erstversorgung, legten mich auf eine Trage und hoben mich in den Krankenwagen. Dabei erklärten sie alles und stellten mir ständig Fragen. Einerseits versuchten sie, mich zu beruhigen, und andererseits wach zu halten. So gut es ging, antwortete ich, bemerkte aber, wie schwer es mir fiel. Wie durch einen Nebel sah ich, dass mir jemand meinen Ehering vom Finger zog. Ich wollte mich dagegen wehren, hatte aber keine Kraft. Alles, was ich zustande brachte, war ein „Nicht, nein, nicht.“

Irgendwann später erfuhr ich, dass mir der Ring abgenommen worden war, damit ihn im Notfall niemand zerschneiden müsste. Er wurde noch an Ort und Stelle Manfred in die Hand gedrückt, der gemeinsam mit Valentina kurz nach der Rettung eingetroffen war, und der nahm ihn vollkommen unter Schock an sich und versuchte sich einzureden, dass es eine Art Pfand dafür war, dass ich wieder zu ihm zurückkomme.

Bevor sie die Türen des Krankenwagens schlossen, sah ich, dass Manfred und Valentina mit erstarrter Miene neben dem Wagen standen. „Es tut mir so leid“, flüsterte ich. Hätte ich die folgenden Stunden nicht überlebt, wären dies meine letzten Worte gewesen.

Dann fehlt mir jede Erinnerung. Der Krankenwagen raste zum nächstgelegenen Krankenhaus nach Kufstein. Dort war ich schon ohne Bewusstsein. Ich wurde intubiert und in den Tiefschlaf versetzt. Das veranlasste CT bestätigte schließlich den Verdacht des Notarztes: geplatztes Aneurysma. Ich hatte eine Hirnblutung.

Da sie in Kufstein nicht mehr für mich tun konnten, wurde ich mit dem Hubschrauber in die Klinik nach Innsbruck geflogen, wo ein großes Team in einer 6-stündigen Not-OP um mein Leben kämpfte. Der erste Versuch, die Operation mit Hilfe einer Sonde über die Leiste durchzuführen, schlug fehl, also mussten sie den Schädel öffnen und sich durch mehr als 1,5 Liter Blut kämpfen, um die besagte Stelle finden und auch clippen zu können.

Ich lag zwölf Tage im künstlichen Koma, die rechte Seite meiner Lunge war kollabiert, ich benötigte eine Thorax-Drainage, hatte einen Krankenhauskeim, eine Lungenentzündung und eine linksseitige Lähmung und keiner wusste, ob oder in welchem Zustand ich jemals wieder aufwachen würde.

Doch das Glück war mir hold, denn mein Körper schaffte es tatsächlich, wieder eigenständig zu atmen. Ich wurde wach und die Folgeschäden beschränkten sich auf neurologische Störungen die, Gott sei Dank, mit der Zeit besser wurden. Ich hatte nach der OP keinen zusätzlichen Schlaganfall oder Gehirn-Spasmen und weder mein Gedächtnis noch mein Sprachzentrum waren in Mitleidenschaft gezogen. Ja, ich hatte unvorstellbares Glück.

Am 22.11.2020, am Geburtstag meines verstorbenen Papas und gleichzeitig dem 22 Jahrestages meines Mannes und mir, öffnete ich meine Augen und war zurück im Leben. Wie gesagt, der 10.11.2020 begann wie ein ganz normaler Tag und wurde zum Wettlauf zwischen Leben und Tod.